

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 170.

Posen, den 27. Juli 1928.

2. Jahrg.

Copyright Carl Duncker Verlag, Berlin 1927.

Scarlett Trent.

Der Roman eines starken Mannes.

Von Ernst Philipps.

23. Fortsetzung.

(Nachdruck untersagt.)

Später begriff er, ohnmächtig geworden zu sein; denn als er wieder die Augen öffnete, war die Sonne bereits aufgegangen, und die Lagerbewohner hatten sich zerstreut, die gefallenen Wilden zu sammeln, die hier und dort im Grase lagen. Trent richtete sich auf und forderte Wasser.

„Ist jemand verwundet?“ fragte er den Negerjungen, der ihm das Verlangte brachte.

Der Neger grinste und schüttelte den Kopf.

„Viele Wilde tot,“ sagte er. „Kein Weißer und keiner von unseren Negern.“

„Wo ist Herr Davenant?“ erkundigte sich Trent weiter. Der Junge sah sich um und schüttelte den Kopf. „Nicht sehen Herrn Davenant. Er gut kämpfen. Sein nicht verwundet.“

Trent erhob sich, getrieben von einer beklemmenden Angst. Davenant würde bei ihm sein, wenn er nicht verwundet war. Vergeblich durchsuchte er das Lager. Endlich glaubte sich einer der Neger zu entsinnen, einen großen Wilden mit einer Gestalt auf dem Rücken wegrennen gesehen zu haben. Er hatte geglaubt, es sei einer von den feindlichen Verwundeten, aber vielleicht war es auch der junge Mann gewesen. Trent erkannte sofort die wahre Sachlage, und ein Gefühl der Verzweiflung bemächtigte sich seiner. Man hatte Davenant gefangen genommen!

Trotzdem wahrte er jetzt noch seine Selbstbeherrschung. Zuerst noch erteilte er Anordnungen für die an diesem Tage auszuführenden Arbeiten, — dann rief er Freiwillige vor, die ihn nach dem Dorf begleiten sollten. Es herrschte keine allzugroße Bereitwilligkeit. Vom Aufgraben aus einen Feind zurückwerfen, der weder über Deckung noch Feuerwaffen verfügte, war etwas ganz anderes, als ihn nun in seinem eigenen Versteck aufsuchen. Doch fanden sich ungefähr zwanzig Mann bereit, unter ihnen auch ein des Weges kundiger. Damit begnügte sich Trent.

Gleich nach der Morgenmahlzeit brachen sie auf und bahnten sich fünf Stunden lang mit Mühe einen Weg durch Unterholz und Gestrüpp. Gegen Mittag waren einige Männer vollkommen erschöpft und blieben zurück. Einige Stunden später schritt eine Reihe ermatteter Männer hinter Trent und dem Führer her. Aber Trent blieb unbittlich für ihr Flehen, eine Weile zu ruhen. Jede Minute der Verzögerung konnte entscheidend für das Leben Davenants sein. Vielleicht hatten die Neger in diesem Augenblick mit ihren Folterungen schon begonnen. Der Gedanke allein entsafte in ihm neue Kraft. Er eilte weiter mit langen, weitausgreifenden Schritten, die bald einen immer größer werdenden Abstand zwischen ihm und den anderen brachten.

Allmählich war der Weg besser zu erkennen. Das Gehen wurde minder beschwerlich — ab und zu schien

es, als ob hier ein Pfad gebahnt sei. Die feuchte Hitze wurde immer drückender, der Brodem unerträglich. Der Schweiß lief ihm in hellen Strömen von der Stirn. Aber das kümmerte ihn nicht, denn jeder Schritt brachte ihn dem Ziel näher. Durch die Stille vernahm er bereits den Schall von Messinginstrumenten und die unheimlichen Leichenklagen über die gefallenen Krieger. Nur wenige Schritte noch und er würde in den Schrei der anderen treten. Er schlich behutsam näher, bis nur noch ein dichtes Gebüsch ihn von dem Dorfe trennte. Als er durch die Zweige spähte, sah er etwas, was sein Blut in den Adern erstarren ließ.

An Händen und Füßen gebunden, lag Davenant in einem Kreis phantastisch gepukter Krieger; aber soweit Trent erkennen konnte, unverletzt. Sein Gesicht war in Trents Richtung gewandt, es war leichenblau und leicht besorgt. Aber seine Lippen waren zusammengedrückt und sein Blick furchtlos. Neben ihm stand ein Mann mit einem Messer in der Hand, mit lautem Gesang um ihn herumtanzend — durch das ganze Dorf hallte Weinen und Klagen. Der König lag, mit einer leeren Flasche neben sich, besinnungslos betrunken vor seiner Hütte.

Je länger Trent die Szene vor sich betrachtete, desto zorniger wurde er. Er sah hinter sich und horchte. Die Männer waren noch weit ab. Wer konnte sagen, wie lange es noch dauerte, daß man Davenant unbehelligt ließ. Trent sah auf seinen Revolver und biß die Zähne zusammen. Er durfte Davenant nicht länger der Gefahr aussetzen. Entschlossen verließ er sein Versteck, trat in die Lichtung und rief mit lauter Stimme.

Ein ängstliches Geschrei antwortete auf seinen Ruf. Die Frauen flohen in die Hütten — die Männer rannten wie Ratten in ihr Versteck. Nur der Hentzer von Bewando, zugleich der Medizinmann des Stammes, wich nicht von der Stelle und zückte das Messer gegen Trent. Zwei Krieger blieben gleichfalls stehen, als sie das sahen. Es war ein kritischer Moment.

„Schneide die Laue durch,“ befahl Trent und zeigte auf Davenant.

Der Medizinmann ruderte mit den Armen und kam mit gezücktem Messer einen Schritt auf Trent zu. Die beiden anderen postierten sich hinter ihn. Ein Speer wurde bereits auf ihn gerichtet. Trents Revolver blitzte im Sonnenlicht.

„Schneide die Laue durch,“ befahl er noch einmal.

Der andere sprang vor — da zögerte Trent nicht länger und schoß ihm mit fester Hand eine Kugel durch den Kopf. Der Neger machte einen Luftsprung und schlug mit lautem Schrei vornüber, der in jeder Hütte, in jedem Baum ein Echo zu erwecken schien. Seine Stammesangehörigen waren verzweifelt. Hatte doch der Medizinmann behauptet, unverwundbar zu sein. Auch hatte er gesagt, daß er die Weißen töten würde, wenn sie kämen. Und nun war er selbst tot! Ihre letzte abergläubische Zuversicht war zerstört, selbst der betrunkene König hatte sich aufgerichtet und gab sonderbare Grunzlaute von sich.

Trent bückte sich, hob das Messer auf und durchschnitt Davenants Fessel. Der Befreite stand unsicher auf und lächelte schwach.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie mich finden würden,“ sagte er. „Machte ich einen sehr ängstlichen Eindruck?“

Trent klopfte ihm auf die Schulter. „Wenn ich nicht zur Zeit gekommen wäre, würde ich die ganze Regierhande erschossen und die Hütten über ihren Köpfen verbrannt haben. Hier, nehmen Sie den Revolver. Ich glaube, die Brüder führen Böses im Schilde.“

Die beiden Krieger, die bei dem Priester gestanden hatten, näherten sich; aber einige Meter von Trents Revolver entfernt, fielen sie in die Knie. Es war das Zeichen ihrer Unterwerfung. Trent nickte, und einen Augenblick später war ihm die unterwürfige Haltung verständlich. Seine Begleitmannschaft kam hinter den Büschen zum Vorschein.

Trent zündete sich eine Zigarre an und ließ sich auf einem Holzblock nieder, seine nächsten Schritte zu überlegen. Inzwischen brachten die Wilden mit unterwürfigen Gebärden Nahrungsmittel herbei. Nach einer kurzen Ruhepause bedeutete Trent seinen Männern, ihm zu folgen.

Er trat an die Hütte des Medizinmannes und zertrümmerte vor der Oeffnung hängenden Vorhang aus geflochtenem Gras herunter. Trotzdem blieb es drinnen so dunkel, daß man eine Fackel anstecken mußte, bevor die Wände zu erkennen waren. Eine widerliche Luft empfing die Eintretenden.

Unterdrückte Ausrufe entschlüpfen ihnen, als das Innere der Hütte sich ihren Augen langsam enthüllte. Der Tür gegenüber befand sich das abstoßende und in Lebensgröße ausgeführte Holzbild eines grinsenden Gottes, in grellen Farben gemalt. Daneben standen noch andere widerliche Götzenfiguren. An der Decke hingen eine Reihe menschlicher Schädel. Die Hand eines Weissen, durch die Zahl der Jahre schwarz geworden, war mit einer Speerspitze an der Mauer befestigt. Der Gestank und der Schmutz der ganzen Hütte waren unerträglich. Doch draußen lagen viele Frauen und Männer auf den Knien und erwarteten Hilfe von ihren allen Göttern. Ein Schrei des Entsetzens stieg auf, als Trent ohne Umschweife das Götzenbild umstieß — ein Kreischen der Todesangst, als Davenant mit einem sonderbaren Schmunzeln ein anderes, abstoßendes Bild, völlig von Würmern zerfressen, zwischen ihre Reihen schleuderte. Häßlich, allen Glanzes beraubt, lag es im strahlenden Sonnenlicht, ein Block gemeinen Holzes, ungeschickt mit bunten Farben bemalt — das Bild, das sie in seiner geheimnisvollen Dunkelheit angebetet hatten, sie und sein ganzes Geschlecht vor ihnen. Das Mysterium seiner verborgenen Existenz, die furchteinflößenden Worte des Hohenpriesters, der Respekt, der durch einen übermächtigen, ererbten Aberglauben in ihnen lebend erhalten war, kam wieder an die Oberfläche, als sie es erblickten. Eiligst flohen sie außer Sehwerte der hohlstarrenden Augen — außerhalb Reichweite der Rache, die sicherlich der Tat der weissen Teufel folgen mußte. Sie blieben in gehöriger Entfernung stehen — die Männer betrübt und verwirrt, die Frauen sonderbare Schreie ausstößend und sich auf die Brust schlagend. Trent und Davenant kamen hustend hinaus, halb betäubt von der schlechten Luft, und ein Murren stieg aus der Zuschauerreihe auf. Die Götter hatten es sicherlich so bestimmt — es war eine Art Wahnsinn, mit dem sie gestraft wurden. Aber bald wandelte sich das Murren zu einem Jammern, als sie sahen, was geschehen sollte. Trents Männer liefen hin und her und stapelten Holz und Zweige um die heilige Hütte auf. Ein einzelner Funke — und es war geschehen! Eine Flamme schlängelte sich an der Hütte hinauf, eine dicke Rauchsäule stieg fergengerade in die windstille Luft. Fassungslos sah das Volk das Gebäude voll furchtbarer Geheimnisse, aus dem die Stimme des heiligen Mannes ihnen Kriege und Erfolge prophezeit hatte, in Flammen gehüllt und bald in eine formlose Masse zusammensinkend. Trent sah gleichfalls dem Schauspiel zu, während er heftig an seiner Pfeife sog. Er fühlte sich als ein Kulturbringer der Menschheit. Aber Davenant begriff etwas von der Tragik des Augenblicks. Er sah mit leidiger Nach der Gruppe jammender Eingeborener.

„Was soll jetzt mit den Leuten geschehen?“

„Sie werden mir helfen, den Weg fertigzustellen!“ antwortete Trent festen Tones. „Ich werde sie arbeiten lehren!“

XXX.

„Liebe Tante Irene!

Endlich habe ich wieder einmal Zeit und Gelegenheit, Dir einen ausführlichen Brief zu schreiben — und dieses Mal wirst Du Dich nicht darüber beklagen können, daß Du keine Neuigkeiten erfährst. Das kann ich Dir schon versprechen, ehe ich noch beginne, und Du brauchst Dich nicht mehr zu ängstigen; denn jetzt ist alles gut. Ich habe erstaunliches Glück gehabt, und das nur, weil Cathcart ein Faulpelz und ein Esel war. Welch ein Zufall, daß Cecil mir schreiben mußte, ich solle soviel wie möglich über Scarlett Trent in Erfahrung bringen und Euch darüber schreiben. Stellt Euch vor, er sitzt dicht bei mir, und solange ich hier bin, war ich fast andauernd in seiner Gesellschaft. Aber ich will versuchen, von vorn an zu erzählen.

Du weißt, daß Cathcart hier bei der Bekwando-Gesellschaft die Stellung als Landmesser und Ingenieur bekam. Er spielte gleichzeitig den Chef hier. Man sandte mich von Kapstadt als seinen Assistenten hierher, was für mich eine schöne Beförderung war. Cathcart taugte aber nicht viel. Er war ein träger Bursche und tat am liebsten den ganzen Tag nichts. Ich glaube, er hat die Stellung auch nur bekommen, weil sein Onkel Großaktionär der Gesellschaft ist. Er scheint nie viel Lust für seine Tätigkeit hier gehabt zu haben, vielmehr einen Widerwillen gegen alles, was außerhalb Londons mit seinen Vergnügungen lag; daher kann man wohl alles einigermaßen verstehen.

Die ganze Zeit über, da wir hier zusammen waren, hat er nur immer über die schönen Zeiten gemurmelt, die er jetzt in London haben könne und die elende Umgebung hier, so daß es mir schon über wurde. Hätte ich hier nicht öfter auf die Jagd gehen können und einige nette Bekannte im Fort gehabt, würde ich mich sehr unglücklich gefühlt haben. Anfangs hatte ich in Ultra durchaus kein angenehmes Leben, das muß ich gestehen. Niemand schien die Bekwando-Gesellschaft so richtig zu kennen, und das Innere des Landes war sehr wüst und gefahrbergend. Schließlich zogen wir doch los. Cathcart tat vom Beginn der Expedition an nichts anderes als fluchen. Wir hatten nicht genügend Hilfskräfte, mangelhaftes und spärliches Material — und die Abhänge und Gegend zwischen Bekwando und der Küste waren furchtbar. Cathcart sandte einige Berichte nach London, und wir taten fast nichts mehr bis Er kam. Du siehst, daß ich das Wort mit einem großen Anfangsbuchstaben geschrieben habe, und ich versichere Dir, es verdient niemand mehr als er. Das komische dabei ist, daß er Dich kennt, und er war die ganze Zeit über sehr nett zu mir.

Noch nicht vierundzwanzig Stunden war er an Land, als er schon eine Expedition unternahm, von der er nach einigen Wochen zurückkehrte. Als er Cathcart wegen der langsam fortschreitenden Arbeiten Vorwürfe machte, wurde dieser sehr grob zu ihm. Er gab Trent deutlich zu verstehen, daß er die Gesellschaft unter falschen Voraussetzungen gegründet habe, die ganze Sache Schwindel sei und der Weg niemals angelegt werden könne. Trent bedachte sich nicht lange, gab ihm gehörig Bescheid und warf ihn hinaus, wobei er schwur, den Weg selbst anlegen zu wollen. Ich durfte bleiben, und wir sind seitdem gute Freunde geworden.

Nie wieder werde ich wohl so viel Interessantes erleben wie in der Zeit meiner Bekanntschaft mit ihm. Höre und staune! Die Straße ist beinahe fertig! Wenn ich sehe, was wir bereits erreicht haben, vermag ich es kaum zu glauben. Ich wünschte nur, einer von den großen Herren, die nie aus ihren Büros herauskommen, sähen unsere Fortschritte. Ich weiß, der Abschied von hier wird mir sehr schwer fallen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mann mit dem Diebsgesicht.

Von Achille Campanile.

„Ich bin ein Dieb, jawohl,“ sprach der Alte bitter, „aber ich habe nur ein einziges Mal in meinem Leben gestohlen. Und es war der wunderbarlichste Diebstahl, der je begangen wurde: es handelte sich um eine Brieftasche voll Geld.“

„Das finde ich nicht so besonders merkwürdig,“ warf ich ein. „Lassen Sie mich zu Ende erzählen. Als ich es in der Tasche hatte, vermehrte dieses Geld nicht um einen Pfennig die Summe, die ich vor dem Diebstahl besessen hatte. Und was den Bestohlenen anbelangt, so verlor er nichts von seinem Gelde.“

„Das ist wirklich sehr merkwürdig,“ antwortete ich, „aber wie ist es möglich, eine Brieftasche voll Geld zu stehlen und in die Tasche zu stecken, ohne dadurch die Summe zu vermehren?“

„Nicht um einen Pfennig,“ wiederholte fast mechanisch der Alte. Und er starrte vor sich hin ins Leere, als bemerkte er die anderen Leute nicht, die rings an den Tischen der berrauchten Kneipe saßen und wir durcheinandersprachen.

„Nicht um einen Pfennig.“ Ohne eine Frage abzuwarten, blickte mich der Alte mit einem Male an und sagte:

„Ich will Ihnen die Geschichte erzählen. Hören Sie mir zu, mein Herr, aber unter der Bedingung, daß Sie mich nachher nicht verachten, wie alle anderen es tun. Wir kennen uns kaum, durch Zufall haben wir einander an diesem Tisch getroffen; aber wenn Sie auch nur die geringste Ahnung von der Seele des Menschen und von ihrem Glend haben, dann müssen Sie mir versprechen...“

„Ich verspreche es Ihnen,“ sagte ich, indem ich mit Neugierde das merkwürdige Individuum betrachtete.

„Danke, mein Herr.“

Der Alte schob seinen Stuhl näher an den meinen heran; dann schneuzte er sich in ein unermeßlich großes farbiges Taschentuch und sprach, während er es mit Sorgfalt wieder zusammenlegte:

„Ich hatte vor jenem Tage niemals gestohlen, und habe auch nachher nie mehr gestohlen. Der Diebstahl ereignete sich auf jener kleinen schmalfpurigen Eisenbahn, die von Smyrna Sciabina Kara Gissar durch wilde, von Räubern bewohnte Gebirgsgegenden führt. Ich hatte in einem Abteil dritter Klasse Platz genommen, in dem nur ein einziger Reisender saß; ein zerlumpter Kerl, der, eine Hand über die Augen gelegt, schlief und meine Anwesenheit gar nicht zu bemerken schien. Aber kaum hatte sich der Zug in Bewegung gesetzt, so öffnete er die Augen und blickte mich an.“

Nun sah man in dem rötlichen Licht der Petroleumlampe die vulgären Züge eines zweifelhaften, stumpfsinnigen, bleichen Gesichtes, das durch einen verwahrlosten, acht oder neun Tage alten Bart nur noch unheimlicher erschien, und auf dem in klaren Letztern Hunger und Unverschämtheit zu lesen waren. Als ich ihn aufmerkamer betrachtete, bemerkte ich eine lange Narbe, die seine linke Wange einstellte, und in dem flackernden Lampenlicht, das alle Schatten ins Uebertriebene verzerrte, mußte ich nach einigen Minuten mit Schrecken konstatieren, daß das Gesicht meines Reisegefährten geradezu furchtbar wirkte.

Gern wäre ich in ein anderes Coupé umgestiegen; da die Waggon jedoch keine Verbindungsbrücken hatten, war bis zur nächsten Station nicht daran zu denken. Das bedeutete, daß ich ungefähr drei Stunden mit dem Individuum zu verbringen hatte, Zeit genug, um das unmenschlichste Verbrechen zu begehen, auf einer Strecke, auf der jeder Schrei ungehört ins Leere verhallen mußte, auf einer Strecke, wo es ein Kinderpiel war, einen Leichnam verschwinden zu lassen, indem man ihn einfach in einen Abgrund warf.

Der Zug stieg den Berg hinan, und ein Tunnel folgte dem anderen. Draußen verschlang die Finsternis die herbe Landschaft, und alle Umstände waren einem stillschweigenden Morde hold. Festgenagelt auf meinem Sitz und von Minute zu Minute unruhiger werdend, ließ ich das Gesicht des widerlichen Gesellen nicht aus dem Blick und überwachte jede seiner Bewegungen, während ich mit dem Augenwinkel nach dem Alarmsignal spähte. Ich hatte mich wohl gehütet, meine Reisetasche auf das Netz zu legen, und hielt sie auf den Knien, eine Wolldecke darüber gebreitet. Als äußerstes Vorbeugungsmittel griff ich von Zeit zu Zeit in die Tasche, als wollte ich mich versichern, daß der Revolver an seinem Platze sei. Aber in Wirklichkeit hatte ich weder einen Revolver noch sonst eine Waffe bei mir; eine schwere Unvorsichtigkeit auf dieser Linie.

Mit einem Male stand der Unbekannte auf, wobei er mich ansah. Ich sprang mit einem Schrei von meinem Sitz in die Höhe, um die Alarmglocke zu ziehen, aber der andere hielt mich zurück, sah mich mit stehenden Augen an und sprach: „Mein Herr, Sie glauben, ich sei ein Dieb. Beruhigen Sie sich. Alle glauben es, wenn sie mich sehen, aber ich bin kein Dieb.“ „Was Sie nicht sagen!“ rief ich, erzürnt über diese ehrliche Erklärung, die mich von einem Alpdruck befreite, „ich glaube durchaus nicht, daß Sie ein Dieb sind...“ Mit diesen Worten machte ich ihm Platz neben mir. „Ich bin kein Dieb,“ wiederholte die scheußliche Frage. Und sie fügte hinzu: „Leider.“ Ich war wie versteinert. „Ich hätte ein Dieb werden sollen und hätte einer werden wollen. Warum soll ich es leugnen? Mein Vater, meine Erziehung, die Um-

gebung, in der ich geboren und aufgewachsen bin, sie alle wetteiferten miteinander, aus mir zu machen, was meine Berufung und meine ausgesprochene Leidenschaft war: einen Dieb. Aber eines hindert mich daran und hat mich immer gehindert.“ — „Vielleicht,“ fragte ich, „verstehen Sie nicht zu stehlen?“ — „Es ist das einzige, was ich verstehe,“ sprach der rätselhafte Mensch. „Aber ich kann nicht stehlen.“ — „Wie meinen Sie das?“ fragte ich, „was hindert Sie daran?“

Mein Nachbar wandte das Gesicht der Lampe zu und ließ das Licht darauf fallen. „Sehen Sie mich an,“ sprach er, „was bemerken Sie?“ Ich hätte antworten mögen: „Eine Verbrecherphysiognomie, wie sie im Buch steht,“ enthielt mich aber dieser Verletzung, um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, und antwortete einfach: „Ich weiß nicht; ich sehe nichts Anormales.“ — „Was?“ rief der Strolch, „Sie sehen nichts? Dann werde ich es Ihnen sagen.“ Und indem er mir fest in die Augen schaute, sprach er mit erstarrter Stimme: „Ich, mein Herr, habe ein Diebsgesicht.“ Ich war wie vom Donner gerührt. Man konnte ihm nicht widersprechen. „Wie kann man stehlen,“ fuhr die scheußliche Frage nach kurzer Pause fort, und seine Stimme wurde schrill und höhnisch, „wie kann man mit einem solchen Gesichte stehlen? Wenn ich unter den Leuten herumgehe, führen alle instinktiv die Hand an die Brieftasche oder an die Uhrkette. Die Frauen geben acht auf ihre Ketten und Schmudgegenstände. Meine Reisegefährten lassen keinen Blick von ihrem Gepäck; die Gendarmen fixieren mich aufmerksam, und wenn in der Menge jemand der Beutel gezogen wird, so bin ich der erste, den man verdächtigt.“

Der Alte schneuzte sich und nahm dann die Erzählung von neuem auf:

„Jetzt,“ sprach er, „muß ich Ihnen ein schmerzliches Geständnis machen. Während dieses Ekels erzählte, war eine teuflische Idee in meinem Hirn aufgeblüht: wenn ich diesen Mann mit dem Diebsgesicht beraube? Diesen Dieb, der nicht stehlen kann? Es war ein grausamer, aber verführerischer Gedanke. Wohlan denn! An Geschicklichkeit und Schlaueit fehlte es mir nicht. Nach ein paar Minuten war seine dicke Brieftasche in meine rechte Hosentasche gewandert. Und da der Zug gerade hielt, brauchte ich mir nicht einmal die Mühe zu nehmen, in ein anderes Coupé überzusiedeln, weil der unheimliche Patron aufstand und sagte: „Ich bin an Ort und Stelle, mein Herr. Guten Tag.“ Er stieg aus. Ich wartete, bis der Zug sich in Bewegung setzte. Ich sah den Strolch über das Bahnhofsgitter klettern, mit seinem Bündel und seinem Stock. Ich sah, wie die elenden Schultern sich durch die Felder entfernten. Und dann sah ich ihn nicht mehr, diesen armen, verfluchten Dieb, diesen armen, von mir bestohlenen Gauner. Ich zog seine Brieftasche hervor und wurde mit Erstaunen gewahr, daß es meine eigene sei. Wirklich und wahrhaftig! Während dieser Gauner mir von seinem Unglück erzählte, hatte er mich bestohlen. Ein Glück, daß ich, ohne es zu wissen, seine Beute wieder an mich gebracht hatte. Und dies, mein Herr, ist die Geschichte, wie ich meine eigene Brieftasche stahl. Wie Sie sehen, habe ich nicht gelogen.“

Raum hatte der Alte seine merkwürdige Erzählung beendet, zahlte ich, stand auf, verabschiedete mich von ihm und verließ eiligst die Kneipe, die nunmehr beinahe verlassen war.

Und ich hatte Grund zur Eile. Während der Alte die Geschichte seines Diebstahls erzählt hatte, war es mir gelungen, mit linker Hand ihn um seine Brieftasche leichter zu machen, und nun war ich ungeduldig, zu sehen, wie viel sie enthielt. Ziel doch bei mir die Gefahr, meine eigene Brieftasche gestohlen zu haben, aus dem traurigen, aber sehr einfachen Grunde fort, daß ich keine Brieftasche besaß. Raum war ich um die Strafgedne gebogen, blieb ich unter einer Laterne stehen und griff in die rechte Tasche, in die ich den Raub hatte verschwinden lassen. Aber die Tasche war leer, und leer war auch die andere Tasche. O weh, meine Herren, die Brieftasche war nicht mehr da, die Beute hatte das Weite gesucht! Schließlich wurde mir klar, was geschehen war. Der teuflische Alte hatte in der Absicht, mich zu berauben, zum zweiten Mal in seinem Leben seine eigene Brieftasche entwendet!

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Italienischen von Mimi Joffe.)

Kakteen-Zauber

Von R. Z. Graf von Schlieben.

Als Meister Spitzweg sein berühmtes Bild „Der Kakteenzüchter“ schuf, galt die Liebhaberei für Kakteen noch als etwas ganz Seltenes, Merkwürdiges, Sonderbares. Es ist eines der vielen Paradoxe unserer heutigen, schnelllebigen Zeit, daß gerade die Kakteen-Liebhaberei anfängt, auf dem Gebiet der Pflanzenzucht in weiten Kreisen als das Interessanteste und Wundbarste betrachtet zu werden. Man sieht die merkwürdigen Formen dieser sturvilien Gewächse in den Schaufenstern eleganter Blumenläden, in den Wintergärten vornehmer Villen ebenso häufig wie auf dem Fensterbrett des einfachen, bürgerlichen Wohnzimmer. — Es werden Ausstellungen arrangiert, in denen man Kakteen in den mannigfachsten Arten zeigt; es gibt wunderbolle, farbig illustrierte

Werte, die sich ausschließlich mit diesen Sonderlingen der Pflanzenwelt beschäftigen.

Woher diese plötzliche Schwärmerei für die seltsamen stacheligen Gewächse, die so recht wie menschenfeindliche Eigenbrötler ein stilles Sonderleben führen? — Da stehen sie, mit spitzigen Dornen bewehrt — wie Stacheligel — monatelang still, mürrisch, verdrießlich, nur der geringsten Pflege bedürftig, — so wie jene einsamen Menschenkinder, die ganz in sich gefehrt niemandem ein Lächeln, niemandem ein gutes Wort gönnen. Aber plötzlich — o holdes Wunder! — bricht aus der dunklen, stachelbewehrten Hülle ein Blütenstiel hervor in den wunderbarsten, zartesten und leuchtendsten Farben der Welt. Die Blütenblätter sind so durchsichtig wie das feinste Seidengefpinnst, so golden wie der Sonnenschein, so weiß wie Schwanengefieder, so rosig wie die Morgenröte selbst, so feurig-rot wie lodernde Flammen. Man steht entzückt, überwältigt vor solchen Wundern der Natur. Es überrascht uns wie das gültige Lächeln, das eines Tages plötzlich über die ernstesten, verbittertesten, vergrämten Züge eines weltabgeschlossenen Einsiedlers leuchtet: so strahlt Sonnenlicht über rauhen, verwitterten Granit.

Manche Kunstkritiker behaupten: „Es ist nur der Expressionismus, der die bizarren Formen der Kakteen zu Modelieblichen gemacht hat. Man wollte in der Malerei etwas ganz Apathies bringen, um die Mitwelt in Erstaunen zu setzen. Dazu benutzte man die seltsamen Formen der sonderbarsten, wunderlichsten aller Gewächse, der Kakteen!“ Aber dieser Versuch, die Geheimnisse des Expressionismus und die Geheimnisse der modernen Kakteenliebhaberei zu ergünden und miteinander zu verknüpfen, dieser Versuch läßt sich mit der Wirklichkeit nicht in Einklang bringen: denn der Expressionismus ist eine abebbende Modeströmung in der Kunst, während die Kakteenliebhaberei täglich neue begeisterte Freunde und Anhänger findet.

Wer einmal das Glück hatte, seine Kakteen in voller Blüte zu sehen, bleibt ihnen von Herzen zugetan, ganz gleich, welche Wege auch die moderne Kunst einschlägt. Er erträgt den scheinbar stummen Trotz seiner Lieblinge mit Geduld und Nachsicht, denn er weiß, daß in ihnen, verborgen durch ihre kühle, reservierte Außenseite, ein wunderbares Eigenleben glüht, das sich eines Tages zu leuchtender Schönheit entfalten wird.

Aber während täglich neue Variationen der Kakteen gezüchtet oder aus ihren fernen Heimatländern zu uns herübergebracht werden, scheint die schönste aller Kakteenarten dem Aussterben nahe: „Die Königin der Nacht“.

Wer einmal in ihrer zauberhaften Blüte das geheimnisvolle Wunder einer solchen „Königin der Nacht“ geschaut hat, dem wird dieser Anblick mit zu den schönsten und erhabensten Momenten seines Daseins gehören und ihm unvergeßlich bleiben. Nur wenigen ist es vergönnt, das seltene Wunder mitzuerleben, wie die unscheinbare Knospe an dem stacheligen, graugrünen, dornigen Stamm sich allmählich zu einer großen, schneeweißen Blüte mit goldenen Staubfäden entwickelt. Mit Staunen sieht man, wie sich die Blüte immer weiter erschließt. Man blickt in ihren Kelch wie in den tiefsten Grund, der so unerforschlich scheint wie das Welträtsel selbst.

Leider wird, wie gesagt, die herrlichste aller Kakteenarten heutzutage immer seltener. Die Pflanze ist eben ein sehr eigenwilliges Geschöpf. Man kann nicht mit Schmeicheleien durch einen besonders günstigen Fensterplatz oder besonders aufmerksame Pflege ihr Wohlwollen erringen. Es scheint, als ob sie, dem modernen Leben und besonders der Großstadtluft abgeneigt, es liebt, ihr Dasein in der Einsamkeit, ungestört durch Hin- und Herreden zu verträumen. Aber in den Glashäusern sehr alter Gärtnereien, in denen auch der einst vielbeliebte Philodendron mit seinen riesigen, grünen Blättern und seinen phantastischen Luftwurzeln gedeiht, findet sich das eine oder andere Exemplar der „Königin der Nacht“ in manchmal fabelhafter Größe: die blaß-grauseidig behaarten, dornenbewehrten Zweige breiten sich wie Arme in seltsamen Bindungen aus, dicht an das Glasfenster des Oberlichts geklammert. Auch in alten Wintergärten von weltabgeschiedenen Gutsböfen spinnt die „Königin der Nacht“ neben mächtigen Rastflorarranten und honigtropfenden Wachsbäumen an den moosbewachsenen Fenstern ihr jahrzehntelanges Dasein träumerisch fort. Sie bringt, wenn sie dort ungestört bleibt, in jedem Jahr nicht nur eine, oft sogar eine ganze Fülle ihrer großen weißen Blüten. Diese erfüllen dann das ganze Haus mit ihrem süßen, mandelartigen, berausenden Duft, der uns alle Wunder des Orients ahnen läßt. Nur eine Nacht, nur eine einzige Nacht, nur wenige Stunden dieser einzigen Nacht braucht die Blüte zur Entfaltung und Vollendung. Wenn der Morgen graut, ist das holde Feenmärchen vorüber, das für eine kurze Spanne Zeit zur Wirklichkeit geworden war, und das graugrüne, unscheinbare, bizarr gewachsene steht wieder wie verstaubt und verrodet da, bis das Wunder sich im nächsten Jahr erneuert.

Hier walten uralte, magische Kräfte — hier realisiert sich ein Traum von 1001 Nacht aus dem Märchenbuche der Natur.

Neue Reformen im Gefängniswesen.

Der Strafvollzug hat sich ebenfalls dem stärkeren sozialen Gewissen unserer Zeit auf die Dauer nicht entziehen können. Wieder und immer wieder hat man darauf hingewiesen, daß die alten Methoden des Strafvollzuges in der heutigen Zeit, in der man weiß, ein wie großer Prozentsatz aller Vergehen und Verbrechen auf soziale Ursachen zurückzuführen sind, für die der Täter nur in den seltensten Fällen verantwortlich gemacht werden

kann, nicht mehr aufrecht erhalten werden können. Es galt früher der Grundsatz, daß die Strafe vor allem abschreckend und erst in zweiter Linie bessernd wirken müsse. Heute hat man erkannt, daß mit den Abschreckungsmethoden kaum etwas Wesentliches zu erreichen ist. Für die Verbrecher, die Gewohnheitsverbrecher sind, ist die Strafe kein Abschreckungsmittel, sondern eine naturgemäße Folge, mit der sie ohne besondere Befürchtungen immer rechnen. Die Gelegenheitsverbrecher werden aber nur in sehr seltenen Fällen durch die Strafe zurückgeschreckt werden, da sie ihre Tat stets nur in der Hoffnung begehen, unter keinen Umständen dabei erwischt zu werden. Man legt deshalb heute den Hauptwert auf die bessernde Wirkung der Strafe, und von diesem Gesichtspunkt aus ist man auch in Deutschland bestrebt, den Strafvollzug neu zu regeln. Die erziehende Wirkung der Gefängnisstrafe, die Strafe selber, liegt in der Entziehung der Bewegungsfreiheit und somit der Willensfreiheit. Alles, was darüber hinausgeht, ist vielleicht als Abschreckungsmittel einmal notwendig gewesen, kommt heute aber nicht mehr in Frage. Im Gegenteil. Man hat festgestellt, daß eine große Anzahl von Einrichtungen der Strafvollstreckung die Zahl der Verbrecher nur vermehren. Dazu gehört vor allen Dingen die Gemeinschaftshaft, bei der in einer Zelle alle Gewohnheitsverbrecher mit Gelegenheitsverbrechern und noch jungen Verirrten zusammen sitzen, wobei die Anfänger auf der Bahn des Verbrechens, die vielleicht noch hätten gerettet werden können, völlig verdorben werden. Die moderne Gefängnisreform sucht deshalb das Gefängnis immer mehr zu einer Erziehungsanstalt umzubauen. Dazu gehört vor allem, daß man dem Gefangenen ein menschenwürdiges Leben ermöglicht. In Moabit, dem Berliner Untersuchungs- und Strafgefängnis, hat man jetzt eine solche neue Zelleneinrichtung geschaffen, die den modernen Grundsätzen des Strafvollzugs entspricht. Während die frühere Zelle häufig noch finster, vor allem aber fahl, nüchtern, grau und farblos war, sollen die neuen Gefängniszellen in warmen Farbtönen, mit bunt gestrichenen Wänden eingerichtet werden. Um die Fenster zieht sich als Rahmen ein heller Stoff, der die nieder-schmetternde Wirkung des fahlen Gitterfensters ein wenig mildert. An die Stelle der rohbehauenen und nur notdürftig angebrachten wenigen Möbel sind jetzt zweckmäßige und brauchbare, dunkel gebeizte Möbel getreten. Die Zelle enthält einen Schrank und einen geschlossenen Waschtisch. An die Stelle des früher an der Wand befestigten Klappstisches ist ein mittelgroßer transportabler Tisch getreten, zu dem es sogar eine Decke gibt. Bücherbrett und Nachttisch vervollständigen die Einrichtung, in der an die Stelle des Schemels ohne Lehne ein Stuhl mit Rücken- und Armlehne getreten ist. Aus der fahlen Gefängniszelle ist ein Zimmer geworden, und man versteht sehr wohl, daß sich unter solchen Umständen eher eine fruchtbringende Erziehungsarbeit durchführen läßt, als in den öden, fahlen Gefängniszellen, die dem Gefangenen so deutlich vor Augen führten, daß er aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen sei, woraus er den Schluß zog, daß er dieser menschlichen Gesellschaft gegenüber auch keinerlei Verpflichtungen mehr habe.

Aus aller Welt.

1116 Sender senden Rundfunk. Die Zahl aller Rundfunksender der Welt ist auf 1116 angewachsen. Die Vereinigten Staaten stehen mit 813 Türmen auf einjamer Höhe vor Europa (196), Südamerika (52), Australien mit Südsee und Japan (28) und Afrika (9). In Europa kann die Sowjetrepublik mit ihren 38 Sendern vor Schweden (30) und Deutschland (24) den ersten Platz behaupten. Es folgen England (20), Frankreich (18), Italien (16), Spanien (15), Schweiz (6), Holland (5), Polen (4), Belgien (2), Tschechei (2).

Ein Luftrennen in Nordamerika. In den Vereinigten Staaten werden jetzt Vorbereitungen zu einem großen Luftrennen getroffen. Dieses Luftrennen oder Wettfliegen, das seinen Ausgangspunkt in Newyork nehmen wird, soll an den Küsten des Stillen Ozeans beendet werden, geht also über den gesamten amerikanischen Kontinent. Es beginnt am Morgen des 6. September. Man glaubt, daß sich daran sehr viele Flugzeugführer beteiligen werden; denn nicht nur hohe Ehren sind einzubeziffern, es ist auch ein Preis von 125 000 Dollar, also mehr als eine halbe Million Mark zu gewinnen.

Ist unsere Sonne ausgebrannt? Ein französischer Astronom will entdeckt haben, daß es mit der Leuchtkraft unserer Sonne nicht mehr weither ist und sie bald durch eine der anderen energiereicheren Sonnen ersetzt würde. Eines Tages werde sie ins Wackeln kommen, sagt der Astronom voraus. Da aber ein „astronomischer Tag“ einige Millionen Jahre umfassen kann, besteht kein Anlaß zur Beängstigung.

Fröhliche Ecke.

Kleine Scherze.

Fachsimpel. Filmschauspieler: „Gib mir einen Kuß.“ Filmschauspielerin: „Ach, laß doch das Fachsimpeln!“

Keine Lebensgefahr. „Gery Doktor,“ sagte der junge Ghemann, „ich kann diese Ungewißheit nicht länger ertragen.“ „Beruhigen Sie sich, lieber Herr,“ sagte der Arzt, „ich habe schon Tausende von Babys in die Welt gebracht, und noch ist mir kein Water dabei gestorben.“